

# **Kinder? Höchstens eins!**

## **Familienalltag und Kinderwunsch**

---

**Evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen**

**Dokumentation der Fachtagung vom 4./5. Oktober 1984, Wiesbaden**

# Inhalt

Vorwort		Seite 4
<b>Referate</b>		
Maria S. Rerrich:	Mütter zwischen „nicht mehr“ und „noch nicht“ – Entwicklungen im Leben von Frauen mit Kindern seit 1950	5
Erika Spieß:	Wie Psychologen den Kinderwunsch erklären. Ergebnisse einer Untersuchung über junge Ehepaare	15
<b>Berichte aus den Arbeitsgruppen</b>		
Kostenfaktor Kind (Gerhard Limper)		24
Lebensbedingungen von Kindern (Gabriele Conen)		28
Kinderwunsch erwünscht? Urteile / Vorurteile, Erwartungen, Normen (Klaus Schaefer)		31
Warum Kinder auf die Welt kommen und warum nicht (Gesine Hefft)		33

# Wie Psychologen den Kinderwunsch erklären Ergebnisse einer Untersuchung über junge Ehepaare

Erika Spieß

## 1. Problemstellung

Die Problemstellung meines Referates ist Ihnen sicherlich – besonders jüngsten Pressenachrichten zufolge – nicht unbekannt: Die Anzahl der Kinder pro Familie ist in stetem Rückgang begriffen. Es handelt sich hierbei um einen Trend, der schon zu Beginn des 20. Jahrhundert eingesetzt hat (Statistisches Bundesamt, 1982).

### 1.1 Die gewandelte Stellung von Kindern in der Familie

Für den Geburtenrückgang gibt es einen wissenschaftlichen Erklärungsversuch (Ariès, 1982): In traditionellen Gesellschaften war Müttern das Wohlbefinden ihrer Kinder relativ gleichgültig und Kindern gegenüber wurde eine eher fatalistische Haltung eingenommen. Sie galten als kleine Erwachsene und Zärtlichkeiten ihnen gegenüber waren nicht von einem Gefühl der Verantwortung für das kindliche psychische Wohlbefinden geprägt. Im bäuerlichen Milieu wurden Kinder als willkommene Arbeitskräfte angesehen, die dann im Alter für die Versorgung der Eltern zuständig waren.

Im Zuge der Industrialisierung hat sich diese Einstellung gewandelt: Mit Verbreitung der allgemeinen Schulpflicht und den Fortschritten in der Medizin wuchs das Interesse an dem *zukünftigen* Wohlergehen des Kindes. Die Kindheit wird zu einem eigenständigen Lebensstadium, wofür eine kleine Kinderzahl geeigneter erscheint. Kinder werden nun oftmals zu Trägern von unerfüllten Wünschen der Eltern. In die Kinder werden Hoffnungen auf eine bessere Zukunft gesetzt.<sup>1)</sup>

Während in früheren Zeiten situative Bedingungen wie z. B. Heiratsverbote oder der frühe Tod der Ehefrau im Kindbett die Kinderzahl wesentlich mitbestimmt haben, gewinnt heute die *subjektive Motivation*, das Wollen der Partner eine große Bedeutung. Der *Kinderwunsch* rückt in den Mittelpunkt des Interesses. Die Psychologie – als die Wissenschaft menschlichen Erlebens und Verhaltens – widmet sich beim Problem des Geburtenrückganges besonders den *Motiven*, im Sinne von den inneren Beweggründen, die die Menschen haben, wenn sie Kinder auf die Welt bringen.

---

1) Da erst mit der modernen Kleinfamilie eine enge, emotionale Eltern-Kind-Beziehung möglich wird, bedeutet dies eine vermehrte Sorge um das *Wohl* des Kindes. Weniger Kinder haben zu wollen, muß nun nicht als Ausdruck von „Kinderfeindlichkeit“ verstanden werden. Vielmehr gehört zum privaten Glück ein Wunschkind dazu, für das sich die Eltern emotional engagieren. Damit ist auch oft ein Spektrum immaterieller Belastungen verbunden (Métral, 1981; Beck-Gernsheim, 1982).

Mitte der 60er Jahre sind die Geburten noch weiter zurückgegangen. Bedeutet dies nun, daß Kinder selbst unwichtig werden? (Ariès, 1982). Was aber tritt an deren Stelle? Unter den in der Öffentlichkeit diskutierten Gründen erregte besonders ein „Baby-Schock“, der Frauen nach der Geburt eines Kindes ereilt, Aufsehen.

### 1.2 Gibt es einen „Baby-Schock“?

Das Schlagwort „Baby-Schock“ geht auf eine wissenschaftliche Untersuchung zurück (Jürgens & Pohl, 1975). Es handelt sich um eine sogenannte „Querschnittsstudie“ (einmalige Befragung), in der u. a. die Kinderwünsche von Ehefrauen mit keinem, einem und zwei Kindern verglichen wurden.

Aus dem prozentual merklich geringeren Kinderwunsch der Frauen mit einem Kind wurde geschlußfolgert, daß dies auf einen „Schock“ nach der Geburt des ersten Kindes zurückgehen könnte, d. h. Frauen erfahren eine unerwartet starke Einschränkung ihres bisherigen Lebensablaufes. Dies klingt plausibel, belegen doch psychologische Untersuchungen (Allemann-Tschopp, 1979), daß sich nach der Geburt des ersten Kindes in der Partnerschaft (wieder) eine traditionelle Rollenstruktur herausbildet.

Das Problematische an dieser Studie besteht jedoch darin, daß der ursprüngliche Kinderwunsch der befragten Paare nicht bekannt war. So könnte der geringe Kinderwunsch der Frauen mit einem Kind auch schon vorab bestanden haben. Deshalb besteht der Vorteil einer Längsschnittstudie (v. Rosenstiel et al., 1983) darin, daß *dieselben* Paare zweimal in einem Zeitraum von 2 Jahren befragt werden konnten. Allerdings sind es insgesamt nur 34 Paare, die den „Baby-Schock“ widerlegen: Diese hatten inzwischen ihr erstes Kind bekommen und bei der zweiten Befragung ihren Kinderwunsch erhöht. Somit wird der Umgang mit einem Kind motivierend erlebt, man gewinnt zunehmend Freude an Kindern. Diejenigen Paare hingegen, die in demselben Zeitraum kinderlos geblieben sind, haben inzwischen ihren Kinderwunsch noch weiter verringert.<sup>2)</sup>

## 2. Theorien zum generativen Verhalten<sup>1)</sup>

Ehe ich nun weitere Ergebnisse der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ (v. Rosenstiel et al., 1984; Spieß et al.; 1984) darstellen werde, möchte ich einiges über den theoretischen Hintergrund berichten. So gab es nämlich auf

---

2) Es handelt sich um die Längsschnittstudie „Wertwandel und generatives Verhalten“, in der 1980, 1982 und 1983 junge bayerische Ehepaare befragt wurden. Das Forschungsprojekt (Dauer: 1978 - 1983) wurde durch die Stiftung Volkswagenwerk gefördert.

3) Dieses Kurzreferat erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit: z. B. werden psychoanalytische Theorien zum Kinderwunsch nicht berücksichtigt (vgl. aber: Göhler, 1983), ebensowenig sozio-ökonomische Erklärungsansätze (vgl.: Heinsohn, Knieper, Steiger, 1979).

dem Gebiet des generativen Verhaltens bis dato wenig deutschsprachige Untersuchungen. Bahnbrechend in dieser Richtung waren Arbeiten aus den USA, z. B. die „Value of children“-Studien. Der zentrale Gedanke dieser Arbeit war, daß Kindern ein bestimmter Wert beigemessen wird. So wurde untersucht, welche Bedürfnisse sie für die Eltern erfüllen und welche Funktionen sie für die Partnerschaft haben. Drei Aspekte werden besonders hervorgehoben:

1. Kinder bringen ihren Eltern in den Entwicklungsländern immer geringere Vorteile, in den Industrienationen immer mehr ökonomische Nachteile.
2. In zunehmendem Maße empfinden Eltern durch ihre Kinder eine Einschränkung ihres Lebensstandards.
3. Emotionale Aspekte von Kindern wie Glück und Freude, werden wichtiger (Arnold, 1975).

Das Menschenbild, das vielen amerikanischen, aber auch deutschen Studien zum Kinderwunsch und dem generativen Verhalten zugrunde liegt, postuliert, daß der Mensch vernunftgeleitete Entscheidungen fällt, bei denen er die Konsequenzen und die Bedeutsamkeit für sich und sein Verhalten miteinkalkuliert. Dabei spielt neben der Einstellung auch die „Normkomponente“ eine wichtige Rolle. Das bedeutet, daß z. B. auf die Meinung der Eltern Wert gelegt wird und entsprechend dann auch das Verhalten nach deren Maßstäben ausgerichtet wird (Fishbein, 1972).

Aber die Realität eines Paares, das sich Kinder wünscht, ist nur unvollständig erfaßt mit der Vorstellung, daß *rational* über etwaige Vor- und Nachteile von Kindern diskutiert wird. Die konkrete Lebenssituation wird zumeist widersprüchlich und konflikthaft wahrgenommen. Gerade Themen wie Kinder sind mit Emotionen besetzt (Roos, 1982). So wollten Paare, die wir interviewt haben, auf ihr eigenes Verhalten einen Ausdruck wie „Familienplanung“ nicht anwenden, weil dies zu sehr nach „verplantem Leben“ klingt. Das spontane Moment, das vielen Entscheidungen innewohnt, wird damit gelehnt (Kramer, 1983).

In vielen Untersuchungen zum generativen Verhalten ist nur das Verhalten der Frauen untersucht worden, ihre Kinderwünsche und ihr Verhältnis zu Empfängnisverhütung und Familienplanung. Dabei ist natürlich die Einstellung und das Verhalten des Ehegatten oder Partners mindestens von einer ebenso großen Bedeutung.

V. Rosenstiel et. al (1984) sind davon ausgegangen, daß das generative Verhalten von den *Werthaltungen beider* Partner wesentlich abhängt. Entscheidungen für oder gegen Kinder werden von diesen Werthaltungen beeinflusst, die im Erziehungsprozeß entstehen und einen relativ stabilen, zeitüberdauernden Charakter haben. So ist eine Werthaltung nicht gleichzusetzen mit einer Meinung, die man nach kurzer Zeit wieder ändert. Gleichwohl schlagen sich auch in Werthaltungen Umwelteinflüsse nieder (Kmieciak, 1976; Nerdinger, 1984).

**3. Ein motivationspsychologisches Modell zur Erklärung des Kinderwunsches**  
Meine bisherigen Ausführungen sollten zum Verständnis unseres motivations-

psychologischen Modells beitragen. Dieses Modell wurde entwickelt, um den Kinderwunsch aus psychologischen Dimensionen erklärbar zu machen.

Das Modell besteht aus dem *extrinsischen Wert*<sup>4)</sup> den Kinder haben können. Sinngemäß sind hierunter alle Überlegungen gefaßt, die Kinder ins Verhältnis zu etwas anderem setzen. So wurde nach den Werthaltungen der Partner gefragt, z. B. wie wichtig ist es für Sie, ein religiöses Leben zu führen? Zusätzlich wurde noch erhoben, wie hinderlich oder förderlich eine bestimmte fiktive Anzahl von Kindern für das Erreichen dieser Lebenswerte eingeschätzt wird. Wir haben dies als „Instrumentalität“ („Mittel zum Zweck“-Denken) bezeichnet.

Aber Kinder werden nicht nur im Hinblick auf einen möglichen Vor- oder Nachteil beurteilt. Sie haben auch einen Wert, der frei von irgendwelchen Berechnungen oder einem rationalen Kalkül ist. Vielleicht könnte man dies Kinderliebe nennen, jedenfalls ist hier die emotionale Bedeutung von Kindern gemeint. Wir haben dies den *intrinsischen Wert* von Kindern genannt, den wir über ein Entscheidungs-Labyrinth erfaßten: Der Befragte, der sich unter einer Reihe von Situationen häufig für eine mit Kindern entschied, galt als kinderfreundlich. Inwieweit sich die Befragten einem *normativen Druck* ausgesetzt sahen, der vielfach von Personen oder Gruppen ausgeht, sollte durch die Frage nach der Bedeutung der Meinung dieser Personen oder Gruppen bei der Entscheidung für oder gegen Kinder erfragt werden.

In unserer zweiten Befragung 1982 haben wir dieses Modell noch um die *situativen Bedingungen* erweitert. D. h., wir haben konkrete Fragen nach den Wohnverhältnissen und wie sie von den Befragten wahrgenommen werden, gestellt. Die Situation der Frau wurde ebenfalls genauer analysiert. D. h. es wurden Fragen zur Berufstätigkeit bzw. bei Hausfrauen zur Hausfrauentätigkeit formuliert. Die Aufteilung der häuslichen Pflichten wie Kochen, Waschen, Spülen usw. wurde so erhoben, daß jeweils der Partner seine eigene Tätigkeit und die seines Ehegatten einschätzen sollte. Diese verhaltensnahen Fragen dienten dazu, etwas über die Rollenstruktur in der Ehe zu erfahren, ob sich hier z. B. neue, egalitäre Trends finden lassen.

**4. Ausgewählte Ergebnisse der Studie Wertwandel und generatives Verhalten**  
Zuerst kurz etwas über den Zusammenhang von Kinderwunsch und Kinderzahl: Oft wird nämlich behauptet, daß sich viele Eltern mehr Kinder wünschen, als sie dann tatsächlich bekommen. Dies konnten wir nicht bestätigen. Im Durchschnitt stimmen Kinderwunsch und Kinderzahl überein, häufig tendiert man zur „Ein-Kind-Familie“.

---

4) Das Begriffspaar „extrinsisch versus intrinsisch“ ist aus der Motivationsforschung (Heckhausen, 1980) bekannt. Vereinfacht sollen hiermit zwei verschiedene Haltungen umschrieben werden: „Extrinsisch motiviert“ ist jemand, der sich vorwiegend an den äußeren Bedingungen (z. B. Belohnungen) orientiert gegenüber einem „Intrinsisch Motivierten“, der sich stärker auf die Inhalte konzentriert. Kritisch ist anzumerken, daß auch diese Dichotomie (Mielke, 1982) vorschnell zu einem „guter Kerl – schlechter Kerl“ – Denken verleitet.

#### 4.1 Die bedeutsamsten Werthaltungen

Nun zu unseren Ergebnissen über die wichtigsten Werthaltungen: Es haben sich sechs Werthaltungen herausgebildet, die für alle Befragten von zentraler Bedeutung waren.

<b>Werthaltungen</b>	<b>Beispielfrage</b>
1. Partnerschaft	Wie wichtig oder unwichtig ist es für Sie, mit dem Partner harmonisch zusammenzuleben?
2. Emotionale Altersversorgung	Wie wichtig oder unwichtig ist es für Sie, im Alter nicht allein zu sein?
3. Beruf	Wie wichtig oder unwichtig ist für Sie das eigene, berufliche Fortkommen?
4. Wohlstand	Wie wichtig oder unwichtig ist es für Sie, ein hohes Einkommen zu haben?
5. Freizeit	Wie wichtig oder unwichtig ist es für Sie, öfter ins Theater oder Kino zu gehen?
6. Religion	Wie wichtig ist es für Sie, religiös zu leben?

In diesem Fall sagt auch die angezeigte Reihenfolge etwas über die Rangfolge in der Wichtigkeit dieser Werthaltungen aus. So ist deutlich die „Partnerschaft“ die wichtigste Werthaltung. Dies bedeutet, daß bei den Paaren *ihre Partnerschaft* für die individuelle Lebensplanung einen überragenden Stellenwert einnimmt. Eine religiöse Einstellung hingegen rangiert deutlich an letzter Stelle, nur noch einer relativ kleinen Personengruppe bedeutet Religion sehr viel.

Interessant ist auch der Vergleich zwischen unseren beiden Befragungszeitpunkten 1980 und 1982: Zwar fanden sich zu beiden Zeitpunkten die gleichen zentralen Werthaltungen, jedoch haben einige an Bedeutung verloren: So wurde die „Freizeit“ den Frauen und Männern unwichtiger und der „Beruf“ verlor besonders für die Frauen an Wert. Dies hat neben der pessimistischen Einstufung der wirtschaftlichen Gesamtsituation auch etwas damit zu tun, daß etliche Paare in der Zwischenzeit ein Kind bekommen haben. Dadurch müssen sie bezüglich ihres Freizeitverhaltens Abstriche machen und die Frauen geben zumindest vorübergehend ihren Beruf auf.

In welcher Beziehung stehen nun diese Werthaltungen zur Einstellung gegenüber Kindern und dem Kinderwunsch? Besonders Werte wie Partnerschaft, Religion und emotionale Altersversorgung sind eng verbunden mit dem Wunsch nach Kindern. So wünscht sich derjenige, der sehr religiös eingestellt ist, auch vergleichsweise mehr Kinder. Hier ist allerdings zu berücksichtigen, daß unsere Befragung in Bayern stattgefunden hat und die überwältigende Mehrheit unserer Befragten katholisch war.

Für den „intrinsischen Wert“ ergab sich, daß kinderlose Ehepaare geringere Freude am Umgang mit Kindern äußerten, als Paare die schon ein oder zwei Kinder hatten. Möglicherweise drücken Paare mit Kindern hierbei auch ihre Zu-

friedenheit mit *ihren* Kindern aus, während Paare ohne Kinder einfach über keine Erfahrungen mit Kindern verfügen und sie bei Situationen mit Kindern obendrein gezwungen sind, stets an fremde Kinder zu denken. Wir nehmen also nicht an, daß es so etwas wie eine angeborene Kinderliebe gibt, sondern daß das Verhältnis zu Kindern durch Erfahrungen der eigenen Kindheit und aus der aktuellen Umgebung geprägt ist (vgl. Ariès, 1982).

#### 4.2 Die Ein-Kind-Familie

Die Ergebnisse zum „normativen Druck“ belegen, daß der Partner mit Abstand die wichtigste Bezugsperson in der Entscheidung für oder gegen Kinder bildet. Es folgen der Arzt – ihn konsultiert man als Spezialisten für die Gesundheit –, die eigenen Kinder (dies verweist auf einen eher demokratisch orientierten Erziehungsstil) und die Mutter. Institutionen, wie z. B. die Kirche sind eher unbedeutend für die individuelle Entscheidung.

Fanden wir bei der Befragung 1980 die höchste Zustimmung aller Bezugspersonen für eine Familie mit zwei Kindern, so ist sie 1982 bei der Ein-Kind-Familie. Wir haben dies dahingehend interpretiert, daß die Ein-Kind-Familie – pädagogisch immer noch umstritten – für junge Ehepaare akzeptabel geworden ist.

#### 4.3 Probleme der Frauenerwerbstätigkeit

Nun zu dem Problembereich der „*Frauenerwerbstätigkeit*“. Diese wird vielfach immer noch dafür verantwortlich gemacht, daß zunehmend weniger Kinder zur Welt gebracht werden. Tatsächlich hat besonders die Erwerbstätigkeit junger Mütter in den letzten Jahren rapide zugenommen. Es werden aber Wege gesucht, Berufstätigkeit und die Aufgabe als Mutter zu vereinbaren, wobei es den Frauen nicht leicht gemacht wird. Dies belegen zahlreiche Statistiken zur Einkommenssituation (so werden Frauen bei gleichwertiger Arbeit immer noch geringer entlohnt als Männer) und zur Chancengleichheit im Beruf (Lehr, 1983).

In unserer Untersuchung konnten wir nun feststellen, daß Hausfrauen sich mit zunehmender Kinderzahl über „negative Aspekte“ der Hausarbeit beklagten, d. h. sie äußerten vermehrt Gefühle der Überanstrengung und Überlastung. Ihre Ehemänner haben dies für ihre Frauen ebenfalls so wahrgenommen, wobei wir dies auch als Anzeichen für die eheliche Zufriedenheit gewertet haben. D. h. es ist auf der Seite der Männer kein „objektives“ Urteil über ihre Partnerinnen, sondern schließt möglicherweise ein Stück Unzufriedenheit mit deren häuslicher Pflichterfüllung mit ein. In den Ehen der berufstätigen Frauen konnten wir nichts dergleichen antreffen.<sup>5)</sup>

---

5) Diese Vermutung leitet sich von einem in der Psychologie diskutierten Phänomen ab (Mielke, 1982), wonach es in unserer Gesellschaft durchaus verbreitet ist, ein *personen-zentriertes* Zuschreibungsverfahren anzuwenden. Als Interpretationsfigur zu obigem Beispiel: Die vom Ehegatten festgestellte Überlastung der Frau wird als Unfähigkeit ihrer Person hingestellt.

Interessant ist nun der Vergleich dieser beiden Frauengruppen, den Hausfrauen und den berufstätigen Frauen. Wir fragten danach, wie selbstverständlich ihnen jeweils ihr Status erschien. Je mehr Kinder die Hausfrauen haben, desto selbstverständlicher ist es, daß sie zu Hause geblieben sind. Entsprechend gilt für berufstätige Frauen: je mehr Kinder vorhanden sind, desto weniger selbstverständlich wird die eigene Berufstätigkeit erlebt.

Eine international vergleichende Studie (Erler, Jaeckel, Sass, 1983) dazu, wie weit in der Öffentlichkeit berufstätige Mütter anerkannt sind – vielfach wird den berufstätigen Müttern immer noch nachgesagt, daß sie „Rabenmütter“ sind und sowohl Haushalt als auch Berufspflichten vernachlässigen – erbrachte für die Bundesrepublik Deutschland ein eher negatives Bild. Man sieht es ungern, wenn Frauen mit Kindern gleichzeitig berufstätig sind. Es ist sicherlich für die Frauen nicht einfach, Beruf und Kinder miteinander zu verbinden, doch müssen die hiermit einher gehenden Belastungen nicht notwendig in eine schlechte Kindererziehung münden. Psychologische Untersuchungen zu Mutter-Kind-Beziehungen sind zu der Einsicht gekommen, daß es in erster Linie auf die Persönlichkeit der Frau und ihre Zufriedenheit mit Beruf und Familie ankommt (Lehr, 1983).

#### 4.4 Die Rollenstruktur in der Ehe

Die Ergebnisse zur Rollenstruktur in der Ehe sind leider typisch und werden immer wieder von verschiedenen Forschergruppen bestätigt: Die männliche Mithilfe im Haushalt ist mehr als gering. Es mag ja noch angehen, daß die Hausfrauen das meiste erledigen – schließlich gehört es zu ihren Pflichten – doch auch die berufstätigen Frauen unterscheiden sich kaum von den Hausfrauen. Dies ist bedrückend, da es bedeutet, daß diese Frauen nach ihrer Arbeit noch fast den ganzen Haushalt zu bewältigen haben. Es läßt sich noch ein psychologisch interessantes Phänomen aus den Daten herauslesen: Stets wird die eigene Aktivität im Haushalt – und sei sie zugegebenermaßen auch noch so gering (wie bei den Männern) – doch immer noch etwas höher eingestuft, als es der Partner einschätzt. Beim Urteil der Frau über sich und des Mannes über die Frau meinen die Frauen vergleichsweise mehr in den „männlichen Tätigkeitsbereichen“, wie z. B. handwerkliche Arbeiten zu tun. Die Männer halten beim Urteil über sich im Vergleich zum Urteil der Frauen über sie das Ausmaß ihres Engagements für höher, und zwar besonders in den eher weiblichen Bereichen, wie z. B. dem Putzen. Neigen nun die Partner dazu, sich selbst zu überschätzen, um ein gutes Licht auf sich zu werfen? Ebenso kann es sich auch um Anzeichen der Unzufriedenheit mit dem Partner handeln. Hierbei weisen die Paare, in denen die Frauen berufstätig sind, die größten Abweichungen in der wechselseitigen Einschätzung auf (Spieß, 1984). Wir sind hier auf einen Problembereich gestoßen, der auf gesellschaftliche Konfliktherde verweist. In diesen Bereichen – Berufstätigkeit der Frau und die Situation von Familien mit Kindern – bedarf es erheblicher Verbesserungen.

Dies belegen auch unsere Ergebnisse zur Wohnsituation.

#### 4.5 Wohnsituation

Bei der Beurteilung der *Wohngegend* haben wir danach gefragt, wie die Verkehrsmittel, die Einkaufsmöglichkeiten, die Naherholung, Schulen, Spielgelegenheiten und der Nachbarschaftskontakt beurteilt werden und wie zufrieden man mit der gesamten Wohnsituation, den Wohnkosten und der Größe der Wohnung ist.

Hausfrauen werten den Nachbarschaftskontakt weitaus günstiger als berufstätige Frauen, während diese zufriedener mit der Wohngröße sind. Dies ist nicht weiter verwunderlich: Haben Hausfrauen mehr Zeit und so Gelegenheiten, den zwischenmenschlichen Kontakt zum Nachbarn zu pflegen, so steigert die zusätzliche Einkommensquelle, die der Familie durch die Erwerbsarbeit der Frau entsteht, die Lebensqualität, z. B. in Form größerer Wohnungen.

Die Zufriedenheit mit der allgemeinen Wohnsituation selbst ist nun eng mit einem positiven Nachbarschaftskontakt verbunden. Dies bedeutet, daß ein *soziales* Moment besonders wichtig ist für das subjektive Wohlbefinden. Gleichfalls hat ein günstig wahrgenommener Nachbarschaftskontakt auch einen positiven Bezug zum geäußerten Kinderwunsch, d. h. je mehr Kinder gewünscht werden, desto besser wird der Kontakt eingestuft. Allerdings wird, wenn dann wirklich mehrere Kinder vorhanden sind, der Nachbarschaftskontakt wieder eher negativ – weniger gut – angegeben. Dies verweist auf Probleme, denen Familien mit Kindern gerade auch in Stadtwohnungen – man denke an die Enge der Räumlichkeiten und die Hellhörigkeit vieler moderner Wohnungen – ausgesetzt sind (vgl. auch: Pleper, 1980).

#### 5. Fazit

Als Quintessenz unserer Forschungsarbeiten erscheint mir die Aussage, daß die Entscheidung für oder gegen Kinder bei jungen Ehepaaren von deren Werthaltung abhängig ist, wobei besonders emotionale, gefühlsmäßige Überlegungen eine Rolle spielen. Es wird nicht mehr so sehr der Gedanke an „Familie“ gepflegt, der Kinder mit einschließt, sondern *die Beziehung zum Partner* ist im Mittelpunkt des Interesses. Gerade in der überragenden Bedeutung des Partners kommt zum Ausdruck, daß Familienplanung und Kinder als Angelegenheiten betrachtet werden, die der *Privatsphäre* angehören und es zur eigenen Entscheidung gehört, *ob* und *wieviele* Kinder nun gewünscht sind. Gerade Psychologen, die sich mit den Problemen von Menschen beschäftigen, sollten für die unbedingte Freiwilligkeit dieser Entscheidung – Ja oder Nein zum Kinde – plädieren.

## Literaturliste

- Allemann-Tschopp, A.*: Die Bedeutung des 1. Kindes für die Geschlechtsrollendifferenzierung. In: Degenhardt & Trautner (Hrsg.): Geschlechtstypisches Verhalten, München 1979
- Ariès, P.*: Geschichte der Kindheit. München, 1982
- Ariès, P.*: Two successive Motivations for the Declining Birth Rate in the West. In: Höhn, C. & Mackensen, R. (Eds.): Determinants of Fertility Trends: Theories Re-Examined, Liège, 1981
- Arnold, F., u. a.*: The Value of Children. Honolulu, 1975
- Beck-Gernsheim, E.*: Geburtenrückgang: Die wissenschaftliche Karriere eines politischen Themas. Soziale Welt, 1982, Sonderband 243 - 274
- Erler, G.*; *Jaekel, M* & *Sass, J.*: Mutterschaftsurlaub, Elternurlaub oder Erziehungsgeld. Erfahrungen aus fünf europäischen Ländern. München, 1983
- Fishbein, M.*: Toward an Understanding of Family Planning Behaviors. Journal of Applied Social Psychology, 1972, 2, 214 - 227
- Göhler, H.*: Der Stellenwert des Kinderwunsches. Unveröffentlichte Diplomarbeit. München, 1983
- Heckhausen, H.*: Motivation und Handeln. Berlin, 1980
- Heinsohn, G.*; *Knieper, R.*; *Steiger, O.*: Menschenproduktion. Frankfurt 1979
- Jürgens, H. W.* & *Pohl, K.*: Kinderzahl – Wunsch und Wirklichkeit. Stuttgart, 1975
- Kmiecniak, P.*: Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen, 1976
- Kramer, H.*: Der generative Entscheidungsprozeß. Unveröffentlichte Diplomarbeit. München, 1983
- Lehr, U.*: Die Frau in der Arbeitswelt. In: Stoll, F.: Arbeit und Beruf 2. Weinheim, 1982
- Métral, M.*: Die Ehe – Analyse einer Institution. Frankfurt, 1981
- Mielke, R.* (Hrsg.): Interne/externe Kontrollüberzeugung, Bern 1982
- Nerdinger, F. W.*: Stabilität, Zentralität und Verhaltenstoleranz von Werten. In: Problem und Entscheidung 1984, 26
- Pieper, B.*: Kinderspiele im Wohnbereich: Ein vorprogrammierter Konflikt. In: Ostner, I. & Pieper, B. (Hg.): Arbeitsbereich Familie. Frankfurt, 1980
- Roos, P.* & *Hassauer, F.*: Kinderwunsch, Reden und Gegenreden. Weinheim, 1982
- Rosenstiel, L. v. et al.*: Kinder? Höchstens eins. In: Psychologie heute, 8, 1984
- Spieß, E. et al.*: Wertwandel und generatives Verhalten. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 10, 2/1984, 153 - 168
- Spieß, E.*: Einstellungen zur Frauenrolle und paarinterne Rollenstruktur. In: Problem und Entscheidung, 1984
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden*: (Hrsg.) Statistisches Jahrbuch 1982 für die Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart, 1982